Nummer 14. 18. Juli 1909.

Für die deutsche Hausfrau.

Erscheint:
Donnerstags und Sonntags.

Unterhaltungsblatt zum „Soester Kreisblatt".

Praktische Winke.

— Quetschungen. Bei leichten Fällen wendet man kühlende, spirituöse, auch stärkende Mittel an, z. B. Umschläge von kaltem Wasser, Branntwein, Seifenspiritus oder Arnikatinktur. Man nimmt ein Teil Arnikatinktur und drei Teile Wasser und legt um den gequetschen Teil eine Binde. Ein sehr vorzügliches Mittel ist auch folgendes: Man löst in einem Glase Brunnenwasser so viel Kochsalz auf, als sich darin auflösen läßt, mischt es dann mit einem Glase Essig, macht die Mischung lauwarm, taucht einen leinenen Lappen hinein, legt diesen auf die gequetschte Stelle und umwickelt die kranken Teil noch mit einer Binde, so daß er wieder in die frühere Form gebracht wird, wenn er etwas breit gedrückt war. Der Lappen muß täglich einigemale mit dieser Mischung von neuem angefeuchtet werden. Ist infolge der Quetschung Blut ausgetreten, so muß man Umschläge mit Salmiak, in gleichen Teilen Wasser und Essig aufgelöst, machen.

— Gegen Unterleibsbeschwerden. Ein zwei Meter langes und ½ Meter breites Handtuch wird bis über die Hälfte aufgewickelt. Der freie Teil wird in kaltes Wasser getaucht, gut ausgewunden und dann so um den Unterleib gewickelt, daß die trockene Hälfte den nassen Teil gut bedeckt. Diesen Umschlag macht man jeden Abend. Am Morgen nimmt man ihn ab und reibt den Unterleib tüchtig trocken.

— Tintenflecke aus Wollstoffen beseitigt man auf folgende Weise. Man saugt mit einem Bäuschchen Watte oder mit sehr gutem Löschpapier die eben erst auf den Stoff gelangte Tinte rein auf. Darauf tröpfelt man ein wenig süße Milch auf die betreffende Stelle und saugt diese gleichfalls auf dieselbe Weise rein auf. Dies Verfahren nach einander muß so lange wiederholt werden, daß die Milch nicht im mindesten eine dunkle also tintige Färbung aufweist. Schließlich wird die Stelle mit einem reinen Seifenlud ausgewaschen und vermittelst eines Tuches trocken gerieben. Ist der Fleck schon älter und eingetrocknet, so muß die Milch länger darauf stehen bleiben und das Verfahren hat nötigenfalls sogar mehrmals mit Unterbrechung von je einem Tage stattzufinden. Auf dieselbe Weise entfernt man auch Tintenflecke aus Teppichen jeder Art und jeden Gewebes.

— Reinigung schwarzer Schürzen. Man reinigt schwarze, gestrickte Schürzen mit Thee oder Kaffee und zwar folgendermaßen: Auf ein Plättbrett lege man ein wollenes Stück Zeug, darauf die Schürze, bürste die Flecke mit dem Abguß von Thee oder Kaffee, reibe mit dunklem wollenem Flecken ziemlich trocken und plätte die Schürze. Dies Verfahren hat sich stets gut bewöhrt.

Vermischtes.

Ein Frauenbund zur Ehrung rheinl. Dichter

wurde Anfang Juli in Darmstadt gegründet. Er will in jedem Jahr ein Werk eines rheinländischen Dichters zur ersten Auflage bringen und in einer gebundenen numerierten Ausgabe unter seine Mitglieder verteilen. Der Dichter erhält neben der öffentlichen Anerkennung einer solchen Ehrung zugleich ein Ehrenhonorar. Bis jetzt sind dem Bunde annähernd 500 Frauen beigetreten, sodaß schon in diesem Jahre an die Ehrung eines rheinländischen Dichters gedacht werden kann. Um die liebenswürdige Pflege von lokalem Dilettantismus auszuschließen, ist die Bestimmung getroffen, daß nur solche Dichter und Werke dem Lese-Ausschuß vorgelegt werden, die Hermann Hesse und Wilhelm Schäfer vorgeschlagen haben.

Die Ursachen des Zahnverderbs.

Amerika ist das klassische Land der Zahnkünstler. Die hohe Entwicklung der Zahnheilkunde mag auch tatsächlich durch manche typische amerikanische Vorzüge und namentlich durch die große manuelle Geschicklichkeit der Amerikaner unterstützt worden sein. Ein Faktor, der aber sicherlich in sehr wesentlicher Weise zu dieser Entwicklung beigetragen hat, ist die Tatsache, daß man in Amerika mehr als anderwärts schlechte Zähne hat. Das glühend heiße Brot, das dort vielfach genossen wird, und der Geschmack an Eisgetränken werden dabei als Ursache wohl eine wichtige Rolle spielen. Jedenfalls ist der Tatbestand selbst ein unerfreulicher. Wie das Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung mitteilt, haben fast alle Schulkinder im Alter von sechs Jahren stockige Zähne und zwar in so hohem Grade, daß durchschnittlich nicht weniger als neun Zähne angegriffen sind. Auch die zweiten Zähne halten nicht lange vor. Im Alter von 14 Jahren erweisen sich 85 v. H. der Kinder als mit Karies behaftet, und von da ab steigt der Anteil der Kranken stetig, sodaß man unter den erwachsenen Personen nicht 5 v. H. findet, die ein tadelloses Gebiß besitzen. Zwei hervorragende ärztliche Autoritäten, Dr. Campbell und Dr. Wallace, sehen die Hauptschuld an dem Uebel darin, daß unsere moderne Ernährungsweise die Kautätigkeit in einem Grade überflüssig macht, der den Zähnen verhängnisvoll werden muß. In einem früheren Zeitalter der Menschheit mußte tüchtig an Vegetabilien gekaut worden, und Zucker wurde außer in dem Saft von Früchten höchstens in Gestalt wilden Honigs gegessen. Heute ist der Genuß von Stärke und Zucker nicht nur ein reichlicher, sondern sie werden auch in flüssiger, schwammiger oder pappiger Form genossen, so daß die Zähne nichts zu kauen haben. Man soll die Kinder tüchtig kauen lassen und den Speisezettel stets mit Obst abschließen, da frische Früchte eine den Mund reinigende Wirkung besitzen.

Der frühere Wert des Zuckers.

Der Zucker wurde in Deutschland erst im 14. Jahrhundert bekannt. Bisher hatte man an seiner Stelle Honig benutzt. In einer Dresdener Hofliste ist das Lot Zucker mit acht Groschen berechnet, doch ging man mit dessen Verwendung sehr sparsam um. Bei Gelegenheit einer großen Galatafel, die damals Kurfürst Ernst anläßlich eines fürstlichen Besuches veranstaltet hatte, wurden im ganzen nicht mehr als 11 Lot Zucker verbraucht.

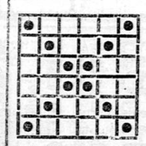
Heitere Ecke.

Durch die Blume.

Bankier A.: „Ich glaube, Ihre Frau Mutter sieht mich nicht gern, Fräulein Klara!"

Fräulein Klara: „O, da sind Sie aber gänzlich im Irrtum. Erst gestern sagte sie, was für einen guten Ehemann Sie abgeben würden!"

Diagonalrätsel.



3a, 3d, 7e, 3i, 5l, 2m, 1n, 1o, 2r, 5s, 2t, 1u, 1ü.

Die obigen Buchstaben sind in die 36 Felder des Quadrats so einzutragen, daß die wagerechten Reihen ergeben: 1. Einen biblischen Namen, 2. Einen berühmten preußischen Baumeister. 3 und 4 je einen beliebten Dichter bezw. Schriftsteller unserer Zeit. 5. Die Hauptstadt einer gleichnamigen spanischen Provinz. 6. Einen biblischen Namen.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die eine Diagonale gleich der vierten, die andere gleich der dritten wagerechten Reihe.

Auflösung der dreisilbigen Scharade:
Gemahl, Gestern. Stade, Gestade.

Die Testamentsklausel.

13. Fortsetzung. Roman von H. Courths-Mahler. (Nachdruck verboten.)

Frau Professor Delius störte die beiden jungen Leute nicht mehr. Aber sie beobachtete scharf und fing schon an, Luftschlösser zu bauen. Wenn Leyden wirklich darauf verfiel, Eva Marie zu heiraten, so würde für sie selbst allerhand gutes dabei herauskommen. Er war sehr reich. Wenn man es geschickt anfing, konnte man da eine hübsche Rente herausschlagen. Oben auf dem alten Schlosse zu hausen, würde ihr dann nicht einfallen. Eva Marie war ihr durchaus nicht sympathisch. Und sie gab sich auch keinen Täuschungen hin inbezug auf das, was ihre Stieftochter für sie empfand. Die würde froh sein, sie los zu werden. Dann kamen doch vielleicht für sie goldene Tage in Freiheit und Wohlleben. Ja — wenn's nur erst so weit wäre. Die kluge Dame ahnte nicht, wie sehr ihre Hoffnungen und Pläne mit denen Leydens übereinstimmten.

* * *

Eines Nachmittags saß Eva Marie wieder vor Armins Fenster. Sie hatten schon eine Weile geplaudert und hingen nun jedes seinen Gedanken nach.

Leyden sah sinnend auf das junge Mädchen, das mit einem Holzstäbchen, wie man es zum Aufrichten von Pflanzen verwendet, Buchstaben in den Sand zeichnete. Sie war ihm ein lieber Anblick. Es ging so etwas Frisches, Starkes und Gütiges von ihr aus. Ganz friedlich wurde ihm ums Herz, wenn er in ihr liebes Gesicht sah. Der Schmerz um Alexandra verblaßte, so lange sie ihm nahe war. Er war nun mit sich ganz im Klaren, daß sie seine Frau werden sollte. Ihr Charakter schien ihm Bürgschaft für ein harmonisches Zusammenleben. Und sie schien ihn sehr gerne zu haben. Daß sie nicht empfinden sollte, daß ihr nicht sein ganzes Herz gehörte, gelobte er sich selbst. Er wollte sie hochhalten und ihr alle Rücksichten angedeihen lassen, die auch eine geliebte Frau beanspruchen konnte. Es würde ihm auch gar nicht schwer fallen, liebenswürdig und freundlich zu ihr zu sein. Er war ein famoser prächtiger Mensch, ohne Zweifel. Er wollte auch gar nicht lange mehr zögern, ihr seinen Antrag zu machen. Weshalb sollte er sie sich so lange quälen lassen mit Sorgen um ihre Zukunft. Er sah oft genug, wie ängstlich und unruhig sie dem alten Landbriefträger entgegensah, ob er ihr wohl gute Nachricht brachte wegen einer Stellung. Bei der nächsten passenden Gelegenheit würde er sie kurz entschlossen fragen, ob sie seine Frau werden wollte.

Sie zeichnete noch immer im Sande. Er hob lächelnd den Kopf und versuchte zu entziffern, was sie aufzeichnete.

„Was malen Sie da für rätselhafte Inschriften, gnädiges Fräulein?"

„Nichts Rätselhaftes. — Nur meinen Namen," sagte sie lächelnd.

„Ach richtig. Jetzt sehe ich selbst. Eva Marie. Und da sagen Sie, das sei nichts Rätselhaftes?"

„Ist es doch auch nicht."

„Ansichtssache. Eva Marie — eine eigenartige Zusammensetzung. Eva, das Urweib, die Stammutter der Menschheit, und Maria, die gebenedeite Mutter des Erlösers. Das Weib des alten und neuen Testamentes. Wahrlich, des Rätselvollen genug, denn jedes Weib ist ein Rätsel und Ihr Name schließt gleichsam alles, was Weib heißt, in sich ein."

Sie lachte herzlich und stützte den Kopf auf die Hand.

„Machen Sie mich nicht gruselig vor meinem Namen, unter dem ich mir bisher eigentlich gar nichts gedacht habe. Da ist mir der Ihre schon interessanter, zumal er gar nicht für Sie paßt."

„Da muß ich doch bitten, warum denn nicht."

„Armin ist deutsch wie nur irgend möglich. Sie sehen mit Ihrem dunklen Haar und Augen und dem gebräunten Gesicht eher wie ein Südländer aus."

„Trotzdem bin ich ein echter Deutscher, mit allen Vorzügen und Fehlern meines Volkes. Und dann bitte, meine Größe und Schulternbreite, so etwas gibt es bei den Südländern nicht."

„Leider hatte ich bisher nie Gelegenheit, Sie aufrecht gehen zu sehen. Ein Urteil über ihre Größe kann ich mir also nicht erlauben."

„Allerdings, daran dachte ich nicht. Jedenfalls überrage ich Sie um Haupteslänge, trotzdem Sie nicht zu den Kleinen Ihres Geschlechts gehören. Ich bitte Sie also sehr darum, mich als guten Deutschen einzuschätzen."

„Schön, sobald ich mich von Ihrer Größe überzeugt habe," neckte sie.

„Hoffentlich dauert das nicht mehr gar zu lange. Es ist greulich, wenn man so still liegen muß, ohne daß man sich krank fühlt. Eigentlich bin ich doch ganz gesund."

„Ja, aber nur eigentlich. Doch nur noch ein wenig Geduld, das wird ja auch eines Tages überstanden sein."

„Ein Glück, daß ich Sie habe, gnädiges Fräulein, ich wäre sonst wahrscheinlich längst auf meinem gesunden Bein davongelaufen."

Sie mußte lachen. Gleich darauf erhob sie sich.

„Ich muß Sie jetzt Ihrem Schicksal überlassen. Erstens sehe ich dort den Postboten kommen und hoffe, daß er mir endlich Nachricht bringt, und zweitens wird es Zeit, daß ich an meine Arbeit gehe."

„Aber Sie kommen doch heute noch einmal wieder?"

„Vielleicht gegen Abend zu einem Dämmerplausch. Bis dahin Adieu."

> Allmächt'ge Liebe, göttliche! Wohl nennt
> man dich mit Recht die Königin der Seelen!
> Dir unterwirft sich jedes Element,
> du kannst das feindlich Streitende vermählen.
> Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt.

Sie nickte ihm freundlich zu und ging davon. Er sah ihr nach. Wirklich händigte ihr der Postbote einen Brief ein. Damit verschwand sie schnell im Haus.

Er blieb mit seinen tiefsinnigen Gedanken allein.

* * *

Eva Marie hatte sich mit dem empfangenen Briefe auf ihr Zimmer zurückgezogen. Es war wirklich eine Offerte auf ihr Stellengesuch. Frau von Soltenau fragte bei ihr an, ob sie geneigt wäre, ihre beiden jüngsten Kinder im Alter von 9 und 11 Jahren zu unterrichten und sich zugleich im Haushalt nützlich zu machen. Sie möchte umgehend eine genaue Angabe ihrer Kenntnisse, ihres Alters und ihrer Verhältnisse einschicken und ihre Gehaltsansprüche mitteilen. Die Stelle in ihrem Haus sei zum 1. August neu zu besetzen, da aber noch einige Damen sich um dieses Engagement bemühten, möge sie sofort Nachricht geben, falls sie Erfolg wünsche.

Eva Marie antwortete sofort und adressierte den Brief an Frau von Soltenau, Berlin W., Tiergartenstraße. So war in dem Schreiben angegeben worden. Sie trug den Brief gleich selbst hinüber nach dem Postkasten und ging dann langsam und nachdenklich zurück. Würde ihr Schreiben den gewünschten Erfolg haben und ihr ein Engagement bringen? Sie hoffte es und doch fürchtete sie sich vor dem Abschied aus dem kleinen Haus. Das Herz tat ihr weh, wenn sie daran dachte, daß sie von hier fort müsse. — Aber sie schüttelte diese Empfindung ab wie etwas, das ihr nur lästig sein konnte auf ihrem ferneren Lebenswege.

Als sie durch den Garten auf das Haus zuschritt, rief sie Armin an:

„Gnädiges Fräulein, Sie waren spazieren?"

Sie verhielt den Schritt und sah zu ihm hinüber.

„Nein, nur drüben am Briefkasten," rief sie und wollte weiter gehen. Ihr war jetzt gar nicht zum Plaudern zu Mute. Er machte ein klägliches Gesicht.

„Erbarmen Sie sich meiner und bringen Sie mir ein Glas frisches Wasser. Dieses hier ist matt und schal geworden in der Hitze."

„Sogleich, Herr von Leyden."

Sie holte sich die Wasserflasche, die er ihr durchs Fenster reichte und füllte sie frisch am Brunen. Dann füllte sie ihm das ebenfalls zugereichte Glas und stellte beides auf das Fensterbrett. Während er scheinbar mit durstigen Zügen trank, fragte sie lächelnd:

„Ist Schwester Anna noch nicht zurück?"

„Nein, gottlob noch nicht. Ich fühle mich wirklich behaglicher, wenn sie nicht da ist."

„Aber Sie brauchen sie doch, wie Ihr Durst eben bewies."

„Ja, zuweilen. Aber schöner ist es, wenn ich ihr schwarzes Kleid und die weiße Haube nicht sehe. Hatten Sie gute Nachrichten mit der Post?"

„Eine Anfrage, was ich leisten kann und so weiter. Hoffentlich wird das Engagement perfekt."

„Haben Sie so große Eile, hier fortzukommen?"

Sie strich mit der schönen schmalen Hand einige mutwillige Haarsträhnchen aus der Stirn zurück und sah von ihm fort in die Weite.

„Einmal muß es doch sein und je eher, je besser. Wir haben ohnedies kein Recht mehr, hier zu bleiben und ich möchte Ihre Güte nicht länger mißbrauchen."

Er richtete sich lebhaft auf.

„Aber, gnädiges Fräulein, Sie werden mir doch die Freundschaft erweisen, so lange hier zu bleiben, als es Ihnen gefällt."

Sie lächelte wehmütig und seufzte:

„Dann würden Sie sehr lange warten können, wenn es danach ging. Uebrigens müssen wir ohnedies noch einige Wochen von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen. Ich würde im günstigsten Falle zum ersten August engagiert werden, habe also noch den ganzen Juli vor mir. Und Mama hat noch keine passende Wohnung in der Stadt gefunden. Ich werde mich aber nun selbst mit darum bemühen. Sollte sie bis zu meinem Weggang noch nicht umziehen können, dann muß ich ohnehin bei Ihnen noch für sie bitten."

„Das ist nicht nötig, gnädiges Fräulein, ich habe es wahrlich nicht im Scherz gesagt, daß Sie das Haus als das Ihre betrachten sollen, so lange Sie wollen. Und der Abschied wird Ihnen so schwer werden von Burgwerben. Ganz traurig sind Sie geworden und Ihre Augen haben einen tiefen Schleier bekommen."

Sie erzwang ein Lächeln und schüttelte den Kopf. Der Wunsch, ihr zu helfen, erregte ihn. Er sah sie eigentümlich forschend an. Sie raffte sich auf und sah ihn an. Seine Augen senkten sich tief und fragend in die ihren. Sie erschrak und wurde unsicher.

„Sie wissen ja, daß ich Papas Grab hier zurücklasse. Und Burgwerben ist ein so herrliches Stück Erde. Da geht man natürlich nicht gern fort. Aber einmal muß es doch sein."

Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest in der seinen. Er fühlte, daß sie leise bebte.

„Nein, Eva Marie, es muß nicht sein. Bleiben Sie hier, werden Sie meine Frau. Liebe Eva Marie, nun habe ich sie erschreckt — nein, lassen Sie mir ihre Hand, laufen Sie mir nicht davon, denn ich kann Ihnen ja nicht folgen."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Hochzeiten.

Von Hedda v. Schmid.

Es verlief alles programmgemäß!

Zuerst die Trauung in der mit Guirlanden aus Stickbeerenkraut und hohen Blattpflanzen festlich geschmückten Kirche — dann die Gratulationscour im Elternhause der jungen Frau, die in weißer Seide, in Kranz und Schleier entzückend aussah.

„Wie ein verkörpertes Gedicht — eine ideale Braut", raunte eine der vielen Tanten mir zu. Endlich — das Hochzeitsdiner zu stark vorgerückter Abendstunde.

Mein Tischherr bot mir seinen Arm mit der Bemerkung, daß es hohe Zeit sei, nach den endlosen gerührten, aufrichtigen, neidischen, zeremoniellen usw. Glückwünschen, deren Zeuge er heute gewesen, und welche ihn mitunter sogar zu persönlicher Rührung veranlaßt, etwas Greifbares, Vernünftiges in Gestalt eines vortrefflichen Menus vor sich zu sehen.

In der Tat — auch bei mir pflegt Rührung, wie jede andere Gemütsbewegung, eine gewisse Leere im Magen zu verursachen; so freute ich mich, dem Beispiele meines Tischnachbars folgend, an der Hummermajonnaise und den vielen andern guten Dingen, welche ihr folgten.

Dann, nachdem mein erster Hunger gestillt war, betrachtete ich die geschmackvoll gedeckte lange Hochzeitstafel. Blumen dekorierten dieselbe in verschwenderischer Fülle, wechselten mit silbernen Fruchtkörben, stilvollen Tafelaufsätzen und glitzerndem, kostbarem Krystall ab.

Brillanten blitzten an Hals und Armen mancher schönen Frau; die Toiletten der Damen wetteiferten miteinander an Schick und Eleganz; Reichtum, Luxus, wohin ich mein Auge wandte.

„Das ist die zweiundzwanzigste Hochzeit, welche ich feiern helfe," sagte mein Tischnachbar zwischen Fisch und Braten plötzlich aus dem Stegreif — wir hatten eben noch über Sudermann's neuestes Drama gesprochen.

Auch ich schlug in meinem Gedächtnis nach, um festzustellen, wie viel Hochzeiten ich bereits mitgemacht.

„Die elfte war meine eigene," konstatierte ich in Gedanken — doch halt, eine Hochzeit hätte ich beinahe vergessen!

Unwillkürlich lächelte ich über den Kontrast zwischen jener Hochzeit und der heutigen.

„Gnädige Frau, jetzt haben Sie den nach innen gerichteten Blick, von dem Ihre näheren Bekannten behaupten, daß er dann liebevoll auf einer in Ihrer Phantasie entstehenden Romanfigur ruhe," sagte Dr. N., der mich zu necken liebte, scherzend.

„O nein", wehrte ich den Verdacht lachend von mir ab, „ich dachte nur eben an eine Hochzeit, welche ich vor vielen Jahren in der Kalmückensteppe mitgemacht."

„Ach — höchst interessant, so etwas — also bitte gnädige Frau, widmen Sie mir einmal speziell ein kleines Feuilleton, eine ethnologische Skizze, bevor Champagner und Tischreden ihren schäumenden und lärmenden Einzug halten."

Lärm gab es bereits genug um uns herum, denn eine allgemein fröhliche Tischunterhaltung ist eigentlich etwas, das einen Menschen, der Nerven besitzt, komplett verrückt machen kann.

Ich besaß damals zum Glück noch keine Nerven — wohl dem, der sie nie entdeckt!

Ich ließ mich nicht lange um die Schilderung jener Kalmückenhochzeit bitten und begann, nachdem Dr. N. mein Weinglas von neuem gefüllt.

Er war ganz Ohr, denn er gehörte zu jener sympathischen Menschensorte, die es versteht, liebenswürdig zuzuhören. Und das ist eine Kunst, die gelernt sein will, denn die meisten hören sich selbst am liebsten reden.

Ich nippte also an meinem Weinglase und begann: „Als zwölfjähriges Mädchen begleitete ich einmal meinen Vater auf einer seiner Beamtenfahrten durch die Steppe.

Es war ein köstlicher Augusttag.

Zartes, frisches Grün bedeckte die hügeligen Ebenen, Altweibersommer zog durch die klare Luft.

Der echte, glühendheiße Sommer war vorbei, nun grünte und blühte die Steppe zum zweiten Male, nachdem sie im Juli ein braunes Gewand getragen. Die Kamele, welche vor unseren Tarantas, einen sehr bequemen Reisewagen, geschirrt waren und von einem Kalmücken, der an ihrer Spitze auf vogelschnellem Rosse ritt, an starkem Zügel gelenkt wurden, griffen so lustig aus, daß unsere Fahrt pfeilgeschwind von statten ging.

Als wir auf dem Kamm eines Hügels angelangt waren, bot sich uns ein seltsamer Anblick.

Etliche hundert Schritte von uns wälzte sich eine Schar kalmückischer Weiber mit lautem Geschrei über das kurze, dürre Gras dahin. In ihrer Mitte befand sich ein Reiter, der sich energisch, allein ziemlich vergeblich gegen die hageldicht auf ihn niedersausenden Hiebe von zarter Frauenhand wehrte.

Endlich glückte es ihm, sich aus dem Ring, der ihn umschloß, zu befreien.

Wie ein Pfeil, der von der Sehne des Bogens schnellt, schoß das durch die schrillen Weiberstimmen aufgeregte Roß mit ihm dahin.

In raschem Trabe fuhren wir inzwischen den Hügel hinab und machten gleich darauf bei einem „Hoton", d. h. einer kalmückischen Zeltansiedlung, halt.

Vor einem dieser Zelte, oder wie man sie dort nennt, „Kibitken", wehte von schlanker Stange eine weiße, kurze Fahne, zum Zeichen, daß ein Fest gefeiert werde und daß Gäste eingekehrt seien.

Wir rasteten ein paar Stunden in jener Ansiedlung, welche — weil das Nomadenleben es so mit sich bringt — sich vielleicht schon morgen werfteweit befinden konnte, wenn die Weideplätze hier abgegrast waren.

Während dieser unserer Rast erhielt ich einen Begriff von einer kalmückischen Hochzeitsfeier.

Der junge Ehemann muß sich seine Frau aus der elterlichen Wohnung stehlen. Vorsichtig, verstohlen, wie ein Dieb, so verlangt es der alte Brauch, reitet er allein oder auch in Begleitung einiger guten Freunde, möglichst geräuschlos in die Nähe der Kibitke, um sich seine Lebensgefährtin, die erwartungsvoll neben dem Häufchen toter Asche unter dem Dreifuß auf einer schmutzigen Matte kauert, zu erringen. Allein, kaum daß er Miene macht, aus dem Sattel zu gleiten, da fallen die Gespielinnen der Braut und ihre ganze weibliche Verwandtschaft über den Verwegenen her und zwingen ihn, in der Weise, wie ich es erlebt, die Flucht zu ergreifen.

Diese Szene wiederholt sich einigemal, bis es dem Bräutigam gelingt, seine Braut vor sich in den Sattel zu heben und mit ihr, wie mit einer schwer errungenen Beute, davonzusprengen.

Ich stand im Steppengras und schaute Roß und Reiter nach — ich war damals für den Vorgang recht verständnisvoll — heute sage ich: „Es ist überall dasselbe, bei den Wilden und den von der Kultur Beleckten; das Recht des Stärkeren siegt — und jedes echte Weib will erobert sein. Wie es oft im Leben geschieht; auf den Höhepunkt folgt die Erniedrigung. Ehe die kalmückische Braut in den Sattel ihres künftigen Herrn und Gebieters gehoben wurde, war sie die Palme, um welche er stritt —".

„Und sich geduldig von alten Weibern prügeln ließ," warf Dr. N. ein.

„Ja wohl — auch das. Aber sobald die junge Frau das Zelt ihres Mannes betreten, wird sie zur dienenden, demütigen Sklavin. Tagelang muß sie dann regungslos in einer Ecke kauern. Kopf und Schultern werden ihr mit einem Gewande verhüllt, und sie darf weder aus ihrer Vermummung hervorblicken, noch unaufgefordert mit jemandem reden. Ihr junger Gatte kümmert sich gewöhnlich nicht um sie.

Der Wermuthranntwein tut seine Schuldigkeit, er legt den Hochzeitsgästen die unmelodischen kalmückischen Volkslieder auf die Lippen — die eintönigen vier Takte, welche die kalmückische Tanzweise markieren, erklingen und in die unmusikalischen Töne mischt sich das langgezogene Geheul der Steppenhunde.

Liebesheiraten kommen bei den Kalmücken selten vor, gewöhnlich gibt die Anzahl der Schafe, Pferde und Kamele, welche die Mitgift der Braut bilden, den Ausschlag bei einer Verlobung."

„Also auch dort der Götze Mammon," bemerkte der Tischnachbar.

„Ja wohl, Herr Doktor," erwiderte ich und schloß auf einen Moment meine Augen. Es zog wie ein Vision an mir vorüber. Ich sah schnaubende Kamele, welche man vor einen Tarantas schirrte, ich sah, nach den Klängen der kalmückischen Balalaika, einige Weiber in grellroten faltigen Gewändern ihre Glieder in ungraziösem Tanz verdrehen. Dann ging unsere Steppenfahrt weiter — und wir überholten einen Reiter, der ein junges Geschöpf, sein Weib, vor sich im Sattel hielt.

Sie ritten schweigend dahin.

„Das höchste Glück hat keine Worte", sagt der Dichter, ich denke aber jetzt, daß es bei jenen beiden mehr Stumpfsinn war als Glück, was sie schweigen ließ.

Die Nacht des Südens sank schnell herab, alles auf Erden, Freud und Leid in ihren barmherzigen Schleier hüllend."

„Ich glaube, unser junges Paar reist mit dem Fünfuhrzuge, und wie ich höre, nach Italien", sagte Dr. N. nach einem sehr wortreichen Dank für meine knappe Skizze. —

Das weckte mich aus meiner sekundenlangen Versunkenheit.

„Ach, der Champagner! Sie gestatten, gnädige Frau: alles, was gut ist und schön, soll leben."

„Also die alte, gute, die entschwundene Zeit," erwiderte ich leise, aus der Erinnerung an eine Kindheit, die mich plötzlich übermannt, vollends erwachend